

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Menasse, Robert
Die Vertreibung aus der Hölle

Roman. Geschenkausgabe

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4863
978-3-518-46863-0

suhrkamp
pocket

Bei einem Klassentreffen, 25 Jahre nach dem Abitur, herrscht fröhliche Selbstzufriedenheit – bis Viktor seine ehemaligen Schulkollegen mit der Nazivergangenheit ihrer Lehrer konfrontiert. Es kommt zu einem Eklat, der aus dieser Nacht eine Abenteuerreise in die Geschichte macht.

Viktor Abravanel, Historiker, geboren 1955 in Wien, Spezialist für Frühe Neuzeit, stammt aus einer Familie von Naziopfern. Auf einem Spinoza-Kongress soll er Antwort geben auf die Frage: »Wer war Spinozas Lehrer?« Seine Recherchen mögen ihn auf die Idee gebracht haben, beim Klassentreffen die Frage zu stellen: »Wer waren *unsere* Lehrer?« Der Lehrer des Philosophen Baruch Spinoza war der Rabbiner Samuel Manasseh ben Israel, geboren 1604 in Lissabon, der vor der Inquisition nach Amsterdam flüchtete. Die Rekonstruktion dieser Biographie und Viktors Erinnerungen an seine Schüler- und Studenzeit zeigen verblüffende Parallelen.

Robert Menasse ist »der Rembrandt unter den deutschsprachigen Schriftstellern. Im Großformat pinselt er das Leben des Rabbis und seines vielleicht letzten Wiener Nachkommen. Das Porträt der beiden jüdischen Gelehrten ... ist ein Glücksfall literarischer Ahnenforschung.«

Iris Radisch, Die Zeit

Robert Menasse, geboren 1954, Romancier und Essayist, lebt in Wien. Zuletzt erschien sein Roman *Die Hauptstadt*, für den er den deutschen Buchpreis erhielt.

Robert Menasse
Die Vertreibung aus der Hölle
Roman

Suhrkamp

Erste Auflage 2018
suhrkamp taschenbuch 4863
Suhrkamp Verlag Berlin

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2001
Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: Porträt des Rabbi Menasse,
nach dem Ölgemälde von Rembrandt, 1637

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck und Bindung: Kösel, Altusried

Printed in Germany

978-3-518-46863-0

Die Vertreibung aus der Hölle

*»The Sphinx must solve her own riddle.
If the whole history is in one man,
it is all to be explained from individual experience.«*
R.W. Emerson, Essays on History

*»Nur eine Macht kann die Wahrheit besiegen:
Die Macht. Nur eine Macht
Kann die Macht besiegen: Die Wahrheit.
Am Ende sehen sich beide als Verlierer.«*
Samuel Menasse, Uma Vida

*»You arrive, confused, disoriented.
All you know is, you're looking for your partner.
All you carry with you is the knowledge
you've grown to accept as the truth.
But you're about to discover
that what the truth is depends
on what world you're in.«*
OBSIDIAN. An incredibly challenging CD-ROM
Mystery, SegaSoft Inc.

*»Gib acht, mein Augenlicht! Das ist ein Liebesbrief.
Lies ihn nicht, denn Du wirst mich verachten – Wegen der
Hohlheit meiner Worte, wegen der unfreiwilligen Komik
meiner Empfindungen. Oder:
Du betrinkst Dich, langst kräftig dem Wein zu – Dann
allerdings wirst Du mich lieben, wenn Du das liest, wegen
der Tiefe meiner Empfindungen und
zugleich wegen des Schalks in meinen Worten.
Trink! Und dann erst lies, wie ich Dir meine Liebe gestehe!«*
Uriel da Costa, Carta de despedida

*»Leicht würde ich sterben,
wäre ich unsterblich.
So aber werde ich jammern und schreien,
wenn sie das Feuer setzen.
Wie kann ich gefaßt sein,
wenn ich weiß:
soviel ist ungeschrieben geblieben –
auf ewig!«*
Ephraim Bueno, Diario do inferno

»Ich habe auch die komische Vorstellung, daß ich das alles meinen Enkeln erzählen möchte. Obwohl ich gar nicht vorhabe, Kinder zu bekommen. Aber das ist in mir drinnen. So wie mir meine Tante erzählt hat. Sie ist schon sehr alt und könnte meine Oma sein. So werde ich dann erzählen, und für die Enkel wird es genauso weit weg und unfaßbar klingen ... Alle Geschichten, die mir erzählt werden, sind immer nur kleine Teile. Es handelt sich um einen Tag, und von dem hört man zehnmal, es ist etwas, das sie eben besonders berührt hat. Jetzt ist es eben viel, weil – Man erlebt es selbst. Aber es wird genauso sein: Es werden nur ein paar Sachen bleiben ... Und habe dann immer so, ich weiß nicht – Ich hebe mir Zeitungen auf ... Irgendwann werde ich mir das durchlesen, wie das war.«

Anja, 23 Jahre, in: »Gespräche in Wien«, Videofilm von J. Holzhausen, Wien 1999

*»daß Baruch, der niemals
Weinende
rund um dich die
kantige,
unverstandene, sehende
Träne zurecht-
schleife«
Paul Celan*

Sie werden das Haus anzünden. Wir werden verbrennen. Wenn wir hinauslaufen, werden sie uns erschlagen.

Er sah die Fackeln vor den Fensterläden aufblitzen, er hörte den Radau, den die Menschen draußen machten, sie sangen, schrien, grölten.

Das war ein Trauerzug. Durch die Straßen bewegte sich der größte Trauerzug, den das Städtchen Vila dos Começos je gesehen hatte, und der seltsamste: Ein Trauerzug, in dem niemand trauerte.

Zwei Rappen, geschmückt mit lila Stoffrosetten, zogen den Leichenwagen, auf dem ein so kleiner Sarg lag, daß er für ein neugeborenes Kind bemessen schien. Dahinter schritt, mit beiden Händen ein Kruzifix in die Höhe haltend, Kardinal João d'Almeida aus Evora, in blutrotem Talar und mit rotem Birett, über den Schultern die hermelinbesetzte Cappa Magna, deren Schleppe von vier Domherren in lila Talaren getragen wurde. Es folgten die Pfarrer von Começos und den umliegenden Gemeinden in schwarzen Soutanen, mit weißen Chorchemden und violetten Stolen. Die Adeligen, in purpurnem Samt mit breiten Ledergürteln, trugen ihre Degen gezückt, mit gesenkter Spitze. Die Vertreter der Gemeindeverwaltung und des Bürgerstands, in schwarzen An-

zügen und großen schwarzen Hüten, trugen Fackeln, deren Rußfahnen einen Trauerflor um die Sonne zeichneten.

All dieser Pomp, der einem Staatsbegräbnis angemessen gewesen wäre, konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Stimmung von Wut, Haß und Mordlust geprägt war. Fast ganz Começos befand sich auf den Beinen und reihte sich in diesen Umzug ein, mit dem eine Katze zu Grabe getragen wurde. Sie murmelten keine Gebete, sondern Verwünschungen, sie falteten nicht die Hände, sondern schüttelten ihre Fäuste. Ihre Gesichter waren nicht von der Sonne gerötet, sondern vom hochprozentigen Bagaço, und nicht von Trauer gezeichnet, sondern von der Gier nach Totschlag, Brandschatzung und Plünderung.

Der Klerus sang nun den Choral Martyrium Christi, der aber von den Menschen übertönt wurde, die, wenn sie an bestimmten Häusern vorbeizogen, nach vorne zu den Fackelträgern schrien: »Auf dieses Dach mit euren Fackeln!«

Der Trauerzug bog in die Rua da Consolação ein, in dem winzigen Sarg eine Katze, die nicht älter als acht oder neun Monate geworden war, eine kleine schwarze Katze mit weißen Flecken um die Augen wie eine Maske. »Los! Auf dieses Dach mit euren Fackeln!« Das war nun das Haus der Soeiros.

Antonia Soeira war eine der wenigen, die nicht

auf der Straße waren. Sie stand mit ihren Kindern Estrela und Manoel hinter dem Fenster, schaute vorsichtig durch die Ritzen der geschlossenen Fensterläden, zog, als der Lärm draußen immer bedrohlicher anschwell, die Kinder ins Innere des Zimmers zurück und sagte: »Diese Irren werden die Katze noch zu Gott erklären. Soll sie im katholischen Himmel die Taube fressen!«

Der Grund für die große Erregung, die Começos und Umgebung erfaßt hatte, war, daß diese Katze gekreuzigt worden war. Sie ist, mit schweren Eisennägeln auf ein Holzkreuz geschlagen, vor der Casa da Misericordia gefunden worden. Den Männern der Kirche war augenblicklich klar, daß sie mit einer groß inszenierten Bestattung, die der Kreuzigung ihre heilige Würde zurückgeben sollte, die Bevölkerung geschlossen und fanatisch auf den Kampf gegen Ketzer und Häretiker verpflichten würden könnten – zwei Wochen zuvor war die Inquisition in Começos eingezogen.

Der Gesang und das Geschrei draußen entfernten sich, und der Junge stand mitten in dem dunklen Zimmer, mit dem Impuls zu laufen, so schnell und so weit zu laufen, wie er nur konnte, aber er war völlig starr. Bevor er vom Fenster zurückgezogen worden war, hatte er gerade noch den Sarg auf dem Wagen erspäht, diesen winzigen Sarg, und dabei zum ersten Mal gedacht, daß er seinen Vater wohl nie

wiedersehen würde. Der Vater war einer der ersten gewesen, die vom Heiligen Offizium verhaftet worden waren.

Gezogen von den nachtschwarzen Pferden, der Sarg im rötlichen Licht, als würde die Sonne untergehen und der Purpur des Kardinals auflodern. Ein letzter Sonnenuntergang, ein Weltuntergang.

Immer hatte Manoel vor Sonnenuntergang zu Hause sein müssen, einst, wenn er auf die Gasse gelaufen war, um seine Freunde zu treffen. Darauf hatte sein Vater unerbittlich Wert gelegt: Vor Sonnenuntergang. Wehe, er kam danach. Warum? Es hatte keine Erklärungen gegeben, und als er verstand, war es zu spät.

Sein Vater war ein fettleibiger Mann, ohne jede Eleganz, der sich immer sehr penibel, aber nie vornehm kleidete. Auf der Wange hatte er eine große halbmondförmige Narbe, die Manoel anwiderte und erschreckte. Immer wieder hatte er sich vor seinen Kindern aufgebaut, um sie zu maßregeln. Er sprach leise, fast rauh, ohne jede Klarheit. Abends las er still in einem Buch, über dem er vermoderte. Manoel war dazu angehalten worden, Senhor zu ihm zu sagen, aber er war für ihn kein Senhor, er empfand ihn als schlechten Senhor-Darsteller. Er schlug die Augen vor ihm nieder, aus Furcht, aber auch aus Verachtung: Er konnte nicht zu ihm aufschauen.

Jetzt aber war es der Gedanke, den Vater nie wiederzusehen, der ihm unermesslich angst machte. Der Lärm des Trauerzugs war noch von fern zu hören, und Manoel spürte das Pochen seines Herzens bis in den Kopf, in einem so harten Rhythmus, als versuchte es verzweifelt, sich irgendwie mit dem Getrommel und rhythmisch skandierten Geschrei da draußen in Übereinstimmung zu bringen. Es gab keine Übereinstimmung mehr. *Sie werden uns alle töten.*

Nun hörte er, daß seine Mutter und Estrela miteinander sprachen, sie sprachen leise, aber ihre Stimmen klangen eigentümlich kalt und sachlich. Obwohl Estrela nur vier Jahre älter war als der achtjährige Mané, war sie doch schon eine kleine Erwachsene, ein getreues Ebenbild, wenn nicht gar ein Abklatsch der Mutter. Das spitze, verhältnismäßig kleine Gesicht mit den harten, verkniffenen Zügen, und der rundliche Körper, der aber, vielleicht wegen des Eindrucks, den das Gesicht machte, nicht weich wirkte, sondern energisch, unbeugsam, stark, jeder Muskel doppelt und dreifach dick, unter dem vielen schwarzen Tuch. Sie sprachen über Schutzmaßnahmen, die getroffen werden könnten und auch darüber, daß Flucht nicht in Frage käme, solange der Vater nicht zurück sei, sie sagten »zurück«, als ob der Vater bloß verreist wäre. Manoel irritierte dieses Gespräch, seltsamerweise war es ihm peinlich, so als würden sich seine Mutter und seine Schwester mit

einem unangemessenen, grotesken Verhalten vor aller Augen lächerlich machen.

»Und dann haben wir auch noch das Problem mit –«, sagte Estrela in dem Moment, als Mané aufschaute, seine Schwester brach ab, und er starrte in die Gesichter der beiden Frauen, die schweigend auf ihn blickten. Er sah sich nun selbst mit deren Augen und hatte dabei das Gefühl, etwas zu sehen, was er nicht hätte sehen dürfen. Seine Angst, aber auch seine Ergebenheit: daß ihm so peinlich und unnütz erschien, wie die Mutter und Estrela reagierten. Wenn er bisher etwas gelernt hatte, dann dies: Man mußte in das Spiel passen, die Rolle, die man hatte, erfüllen. Das war kein klarer Gedanke, aber er war dennoch deutlich in ihm: Die Menschen da draußen konnten nicht anders, sie mußten das tun. Und er konnte nicht anders und mußte es hinnehmen. Er hatte die Konsequenzen dessen, was er getan hatte, nicht abschätzen können, und doch waren sie einkalkuliert. Er mußte sie hinnehmen. Alles andere würde den Zorn der Menschen und die Greuel nur steigern.

Er konnte kaum atmen vor Angst, und doch war es, wenn auch sehr übersteigert, nur die Angst eines Kindes vor einer Strafe, die es erwarten hatte müssen.

Er hatte gewußt, daß es einen Skandal geben werde, und er hatte ihn auch haben wollen, einen Skandal,

der unvergeßlich bleiben sollte, im Gegensatz zu all den kleinen Gemeinheiten, die so klein nicht gewesen sind, jedenfalls jetzt vergessen waren oder aber wie Schnurren erzählt werden würden, mit verblödeter Altersmilde, grinsend, vielleicht lachend, sich auf die feisten Schenkel schlagend, alles vergeben und vergessen im Namen der Erinnerung.

Er hatte sich darauf vorbereitet. Er hatte versucht, sich vorher vorzustellen, wer wie reagieren werde. Er war bereit gewesen, alles hinzunehmen, alle Konsequenzen zu ertragen, für dieses Schauspiel, das er inszenieren, das er unbedingt sehen wollte. Und als es soweit war, alles wie vorhergesehen, war es doch viel bedrohlicher, als er es sich ausmalen hatte können. Er hatte Schweigen erwartet, und dann Geschrei, aber nicht diese Stille und dann diesen Schrei. Wut, Aggressionen, natürlich, er dachte, er sei gewappnet, aber gegen diese Wut aller, gegen diese einhelligen Aggressionen? Nein, so reiflich er alles bedacht hatte, er hatte doch nicht gewußt, was er tat.

Das fünfundzwanzigjährige Maturajubiläum. Viktor war nie zuvor zu einem Klassentreffen gegangen, hatte, wenn er sich richtig erinnerte, schon seit gut zwanzig Jahren nicht einmal mehr Einladungen bekommen. Vielleicht hatten sie akzeptiert, daß er ohnehin nicht hingehen würde, vielleicht aber hatte es auch gar keine Treffen mehr gegeben, weil wohl schon bei den ersten kaum einer erschienen war.

Die Klasse war nie eine »Verschworene Schicksalsgemeinschaft« gewesen, wie ihre Erzieher das Ideal damals formuliert hatten. Nachdem sie alle die Maturaprüfung bestanden und die Abschlußzeugnisse in Empfang genommen hatten, waren sie einfach auseinandergegangen, auf kalte Weise froh, die anderen nie wiedersehen zu müssen. Diese Klasse hatte auch mit der alten Schultradition einer Maturareise gebrochen, in der Regel ein Flug mit dem Klassenvorstand und dem Griechischlehrer nach Athen, zur Akropolis, ein letztes Klassenfoto vor dem Parthenon, ein erster großer Rausch von Ouzo oder Retsina. Sie sind der erste Maturajahrgang gewesen, der einhellig und ohne lange Diskussion klargemacht hatte, daß an einer solchen Abschlußreise kein Interesse bestünde.

Und nun, fünfundzwanzig Jahre später, fanden sie sich im Hinterzimmer vom »Goldenen Kalb«, einem Restaurant fünf Minuten von der ehemaligen Schule entfernt, vollzählig ein. Sentimental und neugierig standen sie vor einer langen gedeckten Tafel, auf der Aperitifgläser, Weißweingläser und Rotweingläser auf eine Feier warteten, die dann gezählte fünfundzwanzig Minuten dauern sollte, aus anderer Perspektive die ganze Nacht bis zum Sonnenaufgang – aber beides war zu diesem Zeitpunkt von niemandem vorherzusehen.

Diese vielen Ausrufezeichen nach jedem Satz!

Fünfundzwanzig Jahre!! Ein Vierteljahrhundert!!! Viktor hatte feiste Männer mit Glatzen, mollige Mütter erwartet, aber die meisten hatten sich physisch sehr gut gehalten, sie selbst waren entzückt davon, sprachen es immer wieder anerkennend aus und nahmen befriedigt Anerkennung entgegen. Im Grunde war Viktor der einzige, dessen Haar deutlich schütter geworden war und dessen Körper sichtlich begonnen hatte, sich zu entgrenzen. Aber so glücklich auch alle Gesichter glänzten, die Stimmung war verkrampft. Sollte man den Gymnasiasten hervorkehren, der man gewesen war, in die alte Rolle zurückfallen, die man vor so vielen Jahren im Kreis dieser Menschen innegehabt oder zugeschrieben bekommen hatte, oder einfach demonstrieren, was und wie man danach geworden war, wie weit man es im Leben gebracht hatte? Viktor konnte nicht entscheiden, ob gesetzte und biedere Menschen auf infantil oder infantil gebliebene Menschen auf gesetzt taten, während jeder neu Ankommende mit lautem Hallo begrüßt wurde. Er war auch überrascht, daß nicht nur der Schuldirektor, sondern auch viele ehemalige Lehrer gekommen waren. Nicht nur, weil er kaum glauben konnte, daß sie sich wirklich noch an Schüler erinnern konnten, die sie vor über einem Vierteljahrhundert unterrichtet hatten, – er wunderte sich schlicht darüber, daß sie noch lebten. Und es verwirrte ihn, mit welchen Gefühlen er sie nun beob-

achtete: Frau Professor Rehak zum Beispiel, ihre damalige Mathematiklehrerin, die er gehaßt und gefürchtet hatte, und die von allen immer nur als »der Giftzwerg« apostrophiert worden war, ist eine beeindruckend schöne alte Dame geworden, sehr wach, sehr neugierig, imstande, alle mit ihren Namen anzusprechen. Oder Frau Professor Schneider, Mädchenturnen, mit ihr hatte er natürlich nie zu tun gehabt, aber er konnte sich erinnern, daß sie einmal Hildegund geohrfeigt hatte, nur weil sie mit Jeans in die Schule gekommen war – jetzt saß sie da wie eine moderne Großmutter aus der Werbung, wie man sie sich selbst gewünscht hätte, die mit ihren Enkelkindern Radtouren unternimmt und ihnen die Markenjeans kauft, die den Eltern zu teuer sind. Professor Spazierer, Latein: Sein rotglänzendes heiteres Gesicht strahlte auf vorbildliche Weise eine Genußsucht aus, die von keinem Alter, sondern erst vom Tod gebrochen werden konnte. Wie hatte Viktor ihn gehaßt, als er ihm bei einer Versetzungsprüfung besonders gemeine Fragen stellte, so daß Viktor nicht bestand und die ganzen Sommerferien für eine Nachprüfung lernen mußte. Damals hatte Prof. Spazierer zu ihm gesagt: »Wenn du in einem humanistischen Gymnasium bestehen willst, dann mußt du endlich begreifen: Humanismus hat nichts mit human zu tun! Setzen!«

Sie setzten sich zu Tisch.